

Format de citation

Häfner, Lutz : recension de : Boris Nikolaevič Mironov, Rossijskaja imperija. Ot tradicii k modernu. Tom 2, S.-Peterburg : Bulanin, 2015, dans : Jahrbücher für Geschichte Osteuropas / jgo.e-reviews, JGO 67 (2019), 4, p. 627-635, <https://recensio-stag.lorax.syslab.com/r/484c67f6c16542c8adde350fa401ae0d>



Franz Steiner Verlag

IM AUFTRAG DES
Leibniz-Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung

copyright

Cet article peut être téléchargé et/ou imprimé à des fins privées.
Toute autre reproduction ou représentation, intégrale ou substantielle de son contenu, doit faire l'objet d'une autorisation (§§ 44a-63a UrhG / German Copyright Act).

REZENSIONEN

JGO 67, 2019/4, 627–635

Boris N. Mironov

Rossijskaja imperija. Ot tradicii k modernu. V 3 tomach. T. 1

[Russländisches Imperium. Von der Tradition zur Moderne. In 3 Bänden. Band 1]

S.-Peterburg: Bulanin, 2014. 893 S., Tab., Abb. ISBN: 978-5-86007-775-1.

Boris N. Mironov

Rossijskaja imperija. Ot tradicii k modernu. V 3 tomach. T. 2

[Russländisches Imperium. Von der Tradition zur Moderne. In 3 Bänden. Band 2]

S.-Peterburg: Bulanin, 2015. 908 S., Tab., Abb. ISBN: 978-5-86007-785-0.

Boris N. Mironov

Rossijskaja imperija. Ot tradicii k modernu. V 3 tomach. T. 3

[Russländisches Imperium. Von der Tradition zur Moderne. In 3 Bänden. Band 3]

S.-Peterburg: Bulanin, 2015. 990 S., Tab., Abb. ISBN: 978-5-86007-786-7.

„Aber die russische Revolution ist zugleich eine Revolution gegen diese Revolution der Moderne. Was folgen wird, ist eine Modernisierungsbewegung ohne Moderne, eine Fortsetzung des Weges ‚auf der Höhe der Zivilisation‘, doch ohne die Elemente der zivilen Gesellschaft. Es gibt kein Wort, das diesen Fortschritt, der eine Katastrophe war, und diesen Aufbruch, der mit einer Regression einhergeht, zusammenbringt. Es wäre ein Wort, in dem die Geschichte der Konstitution zugleich die Geschichte eines Zerfalls wäre.“ (Karl Schlögel: *Jenseits des Großen Oktober. Das Laboratorium der Moderne*. Petersburg 1909–1921. Berlin 1988, S. 11.) Mit diesen Worten leitete Karl Schlögel vor drei Jahrzehnten seine große Studie über St. Petersburg an der Grenze des *fin de siècle* und *fin de l'empire russe* ein. Sie verdeutlichen sehr pointiert die Ambivalenz der Moderne mit ihren Elementen des zivilisatorischen Fortschritts – beispielsweise auf den Gebieten der Naturwissenschaften, der Medizin und Technik – und der Regression, der von Menschen organisierten irdischen Apokalypse zunächst in Krieg, Revolution und Bürgerkrieg der Jahre 1914 bis 1921, später dann im Stalinismus und Nationalsozialismus mit ihren ungeheuren Akten der Barbarei. Beiden radikalen Ideologien gemein war die Idee des zukünftigen Millenniums, des verheißenen Paradieses auf Erden.

Ein ungleich umfassenderes Ziel als Karl Schlögel verfolgt der 1942 geborene St. Petersburger Historiker Boris Nikolaevič Mironov – einer der renommiertesten und zugleich produktivsten Russlandhistoriker mit Vorlieben für die Kliometrie, Anthropometrie und die historischen Sozialwissenschaften. Zu seinem umfangreichen Œuvre zählen ein Dutzend Bücher und mehrere Hundert Artikel. Mironov hat sich der Aufgabe gestellt, seine zur Jahrtausendwende vorgelegte Sozialgeschichte Russlands vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zur Russländischen Revolution 1917 zu überarbeiten und in einzelnen Kapiteln sogar mit Ausblicken bis in das 21. Jahrhundert hinein zu erweitern.

Gemein ist den Werken Schlögels und Mironovs, dass sie den zentralen Begriff der Moderne nicht inhaltlich fassen. „Modern“ bzw. die „Moderne“ waren keine zeitgenössischen Quellenbegriffe im ausgehenden Zarenreich. Im 1905 erschienenen zweiten Band der dritten Auflage von Vladimir Dal's *Tolkovyj slovar' živoj velikorusskogo jazyka* [Bedeutungswörterbuch der lebendigen großrussischen Sprache] findet sich kein entsprechender Eintrag. In der 1911 erschienenen vierten Auflage des vom bedeutenden Lexikographen I. Ja. Pavlovskij begründeten deutsch-russischen Wörterbuchs wurde der Begriff „Moderne“ im Russischen nicht nur umschrieben, sondern war zugleich eng begrenzt auf „die neueste Richtung [in Kunst und Literatur]“. Während Schlögel aber in seinem ersten inhaltlichen Kapitel über das städtische Weichbild St. Petersburgs und dessen Architektur auf den Jugendstil, im Russischen „stil' modern“, zu sprechen kommt und damit der künstlerisch-literarischen Dimension des Begriffs Moderne Rechnung trägt, wie er sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der deutschsprachigen Ausgabe des Brockhaus fand, bleibt das Werk Mironovs, der die Moderne als analytischen Begriff zu verwenden versucht, dies schuldig: Literatur, bildende Künste, Theater und Architektur werden als Felder, in denen sich die Moderne im Zarenreich manifestierte, nicht thematisiert. In den Mittelpunkt seines dreibändigen *Opus Magnum*, das 2018 bereits seine zweite Auflage erlebt hat, rückt Mironov vielmehr die Polarität des Entwicklungsprozesses von einem traditionellen imperialen Staat und dessen Gesellschaft, die sich besonders im ländlichen „hölzernen Russland“ manifestierte, zur „Moderne“ und deren großstädtischem „Laboratorium“, wie es Karl Schlögel suggestiv formuliert hat.

Die Moderne findet sich nicht als russischer Quellenbegriff. Dennoch hat es im ausgehenden Zarenreich weder an Zeitdiagnosen noch an Zukunftsprojektionen gemangelt. Beide trugen verschiedensten Ordnungsentwürfen Rechnung. Im liberalen Lager war eine Orientierung am „Westen“ oder am „Europäismus“ (*evropeizm*) besonders populär. Diese zwei Begriffe repräsentierten universelle Werte, aber auch Desiderata, Konzepte, Wertvorstellungen, Weltbilder und Entwicklungen. (Orient und Okzident dienten dem Zarenreich als eine Vergleichs- und Kontrastfolie und die Möglichkeit, sich universal zu positionieren. Das von führenden konstitutionellen Demokraten herausgegebene Journal *Gorodskoe Delo* erwähnte St. Petersburg wie selbstredend in einem Atemzug mit London, Paris oder Washington als Teil der modernen Welt. Vgl. *Chronika gorodskoj žizni v Rossii. Evropeizm i aziatčina v priemach vybornej agitacii*, in: *Gorodskoe Delo* 1 (1909), 22, S. 1216–1224.) Am Vergleichs- und Bezugsrahmen der Moderne partizipierte das Zarenreich bei aller Differenz zumindest durch die Debatten über den „Westen“. Wie auch immer die Entwürfe im Detail aussahen, zählten eine im wahren und übertragenen Sinne vollkommene Neuordnung der Welt und ihrer Menschen durch den Menschen auf der Basis von Aufklärung, Wissen und Vernunft, einer Herrschaft der Rationalität bar jeder Kontingenz zu den wesentlichen Charakteristika.

In gewisser Weise ist Mironovs beeindruckendes *Opus Magnum* allerdings atavistisch. Es trägt der Entwicklung in der Geschichtswissenschaft kaum Rechnung, Modernisierungstheorien durch Theorien der Moderne zu substituieren. Der Referenzpunkt ist dabei nicht mehr die politische respektive sozioökonomische Moderne des 19. Jahrhunderts, sondern die kulturelle Moderne des 20. Jahrhunderts. Ihre Ambivalenzen kulminierten in einem Krisensyndrom, das Zygmunt Bauman eingängig in seinem Werk *Dialektik der Ordnung. Die Moderne und der Holocaust* 1989 (dt. Ausgabe 1992) thematisiert hat. Bezeichnenderweise diskutiert Mironov einleitend lang und breit unterschiedliche Konzeptionen und Paradigmata – von der Formations-, über die Modernisierungs-,

Zivilisations- und Weltsystems- bis hin zur postmodernen Diskurstheorie – ohne aber den Begriff der Moderne zu definieren.

In seiner Vorbemerkung verweist er auf die erfolgreiche sozioökonomische Entwicklung des Zarenreichs seit den sechziger Jahren und verwahrt sich gegen das Bild, das *Ancien Régime* sei „ein Koloss auf tönernen Füßen“ gewesen. Als Ziel seiner Untersuchung nennt er, ein umfassendes, widerspruchsfreies Bild einer zweihundertjährigen Geschichte Russlands zu malen, einer Erfolgsgeschichte, die paradoxerweise durch eine Revolution und die Zerstörung des Imperiums beendet worden sei (T. 1, S. 11). Bereits hier offenbart der Verfasser seine Einseitigkeit. Im Grunde basieren Mironovs Ausführungen auf dem normativen Konzept der über sechs Jahrzehnte alten Modernisierungstheorie, der zufolge Staat und Gesellschaft als „modern“ gelten könnten, wenn eine arbeitsteilige kapitalistische Wirtschaft, Rechtsstaatlichkeit, Öffentlichkeit und eine parlamentarische Demokratie an die Stelle der traditionellen Ordnung und deren Verhältnisse getreten seien. Die neuere Geschichtswissenschaft hat den normativen Modernisierungstheorien mit ihrer klassisch-fortschrittsorientierten Deutung allein schon aufgrund der Ambivalenz der Moderne, ihrer fundamentalen Widersprüche, Brüche und beträchtlichen Schattenseiten eine Absage erteilt. Gerade diese Erfahrungen bedeuten zugleich auch den Verlust der Eindeutigkeit etwaiger *master narratives*. Die Moderne ist nicht als unilineare Erfolgsgeschichte zu schreiben, sondern es bedarf auch der Kehrseite der Medaille, nämlich der Modernekritik, um so eine differenzierte Gewinn- und Verlustbilanz ziehen zu können. Moderne ist vielmehr ein Epochenbegriff. Ihr Kollektivsingular steht für Prozesshaftigkeit, Mehrdeutigkeit, eine beträchtliche Variationsbreite und einen Formenreichtum, wie die Diskussionen um „multiple modernities“ verdeutlichen. Schließlich bringt sie auch, wie es Reinhart Koselleck formuliert hat, die „Erfahrung der Beschleunigung“ mit sich. Die Moderne ist nicht statisch, sie wandelt sich selbst. Sie ist kein Endpunkt historischer Entwicklung, es gibt eine Zeit nach ihr.

Neben der umfangreichen Einleitung und einem Schluss unter der Überschrift „Was lehrt uns die Geschichte des imperialen Russland“ besteht Mironovs Werk aus dreizehn systematisch gegliederten Kapiteln: „Kolonisation und ihre Folgen“, „Sozialstruktur und soziale Mobilität“, „demographische Modernisierung“, „Familie und innerfamiliäre Beziehungen“, „Stadt und Dorf im Modernisierungsprozess“, „Leibeigenschaft: vom Zenit bis zum Niedergang“, „*obščina* [Dorfgemeinde] und [ständische] Selbstverwaltung als dominierende Formen der Organisation des sozialen Lebens“, „Staat und *gosudarstvennost'* [Staatlichkeit]“, „Gesellschaft, Staat und öffentliche Meinung“, „Recht und Gericht, Verbrechen und Strafe“, „Lebensstandard“, „die russische Kultur in kollektiven Vorstellungen“ sowie „Ergebnisse der Entwicklung Russlands in der Periode des Imperiums“.

Mironovs ebenso materialgesättigter wie umfassender Pionierleistung ist Anerkennung zu zollen. Der Verfasser ist darum bemüht, zentrale Termini wie beispielsweise Gemeinschaft und Gesellschaft (T. 2, S. 135 ff.), gebildete Gesellschaft, Öffentlichkeit (*obščestvennost'*) und öffentliche Meinung oder Zivilgesellschaft zu erklären und auch analytisch zu nutzen (T. 2, S. 348 f.). Dies ist die lichte Seite der Medaille.

Die Kehrseite weist mehrere Facetten auf. Mironovs Diktion irritiert wiederholt. Sein Stil ist zum einen nationalistisch aufgeladen. So fragt er beispielsweise: „Brauchen Russländer [*rossijanim*] eine Kliotheapie?“ (T. 1, S. 15). Sibirien sei ein Edelstein in der Krone des Imperiums gewesen, der es Russland selbst heute, wo es seinen imperialen Charakter eingebüßt habe, ermögliche, den Großmachtstatus aufrechtzuerhalten, „ohne in die Situation eines zweitrangigen Staates oder

noch schlimmer [sic!]“ hinab zu sinken, wie die Kolonialreiche Großbritannien, Frankreich, Spanien oder die Niederlande nach dem Verlust ihrer überseeischen Besitzungen (T. 1, S. 271). Größe und Weltgeltung eines Staates spielen für diesen Historiker also eine beträchtliche Rolle.

Das überaus informative elfte Kapitel zum Lebensstandard wartet mit einer stupenden Informationsfülle über Einkommensniveaus, Lebenshaltungskosten, Ernährung und Lebensmittelkonsum auf – getrennt nach Stadt und Land, Stand bzw. sozialer Lage (T. 3, S. 167–370). Alle Ausführungen zum jüdischen Lebensstandard werden aber seltsamerweise nicht in diesem Kapitel präsentiert, sondern im ersten, das die Kolonisation und ihre Folgen thematisiert (T. 1, S. 211–220). Innerhalb der einzelnen Abschnitte der Kapitel hat Mironov eine chronologische Darstellungsweise gewählt, so dass sich gewisse Doppelungen nicht vermeiden lassen. Hinzu kommen manche Wiederholungen (vgl. z. B. T. 2, S. 200 f. und 453 mit identischen Angaben über die Entwicklung der Zahl der Landhaupteleute, die Größe ihrer Verwaltungsbezirke und die Zahl der von ihnen zu verwaltenden Bauern oder T. 3, S. 136, 140 und 617 über die Kriminalität im Zarenreich, in Deutschland, England und Frankreich vor dem Ersten Weltkrieg im Vergleich oder T. 3, S. 428 und 438 über die geringere Zahl der katholischen und protestantischen Feiertage gemessen an den russisch-orthodoxen).

Mironov ist beizupflichten, dass die landwirtschaftliche Produktion des Zarenreiches ausreichend war (T. 2, S. 574), um den sich auf fast zwei Prozent belaufenden jährlichen Bevölkerungszuwachs aufzufangen. Gleichwohl blieb, weil viele bäuerliche Gemeinden bis zur Agrarreform Stolypins 1906 an atavistischen Produktionsweisen wie der Dreifelderwirtschaft festhielten, die Produktion auf einem Niveau, das West- und Mitteleuropa bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts verlassen hatten. Produktivitätssteigerungen durch Intensivierung unterblieben in weiten Teilen des *Ancien Régime*. Angesichts eines infolge der Bevölkerungszunahme steigenden relativen Landmangels (*otnositel'noe malozemel'e*) (T. 1, S. 401) suchten die Bauern nicht nur zusätzliche Erwerbsquellen, die nicht selten mit Arbeitsmigration verbunden waren, sondern träumten umso mehr von *Zemlja i volja* und einem *Černyj peredel* unter Einbeziehung der Ländereien von Kirche, Staat und Großgrundbesitz, statt den eigenen Boden besser zu nutzen, sei es durch Saatgutauswahl, Spezialisierung, Überwindung des Flurzwangs oder der Gemengelage bzw. indem sie zur Vielfelderwirtschaft mit Fruchtwechsel und Grasaussaat übergingen. Mit Rekurs auf die USA bejaht Mironov die Produktivität des amerikanischen *frontier*-Theorems F. J. Turners für die imperiale Geschichte (T. 1, S. 112 f.). Extensive Methoden, also Flächenerweiterung auch durch Übersiedlung, seien infolge bäuerlicher Kapitalarmut, mangelnden Kenntnissen, aber auch der psychologischen Disposition der Bauern laut Mironov der Königsweg landwirtschaftlicher Entwicklung gewesen (T. 1, S. 107, 260, 265 f. und 269; T. 2, S. 239). Dass diese „Flucht vor dem Kulturfortschritt“, wie es der zeitgenössische Agrartheoretiker und Statistiker Aleksandr A. Kaufman formulierte, einen erheblichen Beitrag leistete, im Zarenreich die landwirtschaftliche Vormoderne zu kultivieren, sollte nicht außer Acht gelassen werden.

Mironov sieht jedenfalls keinerlei Anzeichen einer Verarmung der Bauernschaft oder ihrer wachsenden Binnendifferenzierung (T. 1, S. 403 und 405). Im Gegenteil: Mit ihrer insbesondere nach der Bauernbefreiung zunehmenden Einbindung in die Marktbeziehungen hätten sich auch die Sozialbeziehungen der ländlichen Gesellschaft gewandelt. 1913 hätten bereits 59,5 Prozent aller Bauern und 15,7 Prozent aller Bäuerinnen über Einkünfte verfügt, die nicht aus der eigenen Landwirtschaft resultierten (T. 2, S. 208 f.). Erst während des Ersten Weltkriegs habe sich die Lage der Bauernschaft „objektiv verschlechtert“. Statt dies ohne empirischen Beleg zu behaupten, sollte Mi-

ronov es besser regional und für die einzelnen Kriegsjahre detailliert untersuchen (T. 2, S. 580). Sehr unkritisch wirkt auch sein Umgang mit den Statistiken zu den Bauernunruhen von 1796 bis 1917 (T. 2, S. 461, 580 und 592). Selbst wenn man die Zahlen für bare Münze nimmt – ohne die Anstrengungen insbesondere der sowjetischen Historiographie zu berücksichtigen, die Zahl der Unruhen mit jeder neuen Untersuchung gleichsam dynamisch anwachsen zu lassen –, dann nimmt sich selbst eine Zahl von 6384 „Unruhen“ für das Revolutionsjahr 1917 noch immer als unbedeutend aus in Relation zu den etwa 17 Millionen Bauernhöfen in 300 000 Landgemeinden und über 12 000 Amtsbezirken. Bei aller Vorliebe Mironovs für die Kliometrie – allein große Zahlen sagen dem geneigten Leser nicht viel. Es gilt, sie in Relation zu anderen Parametern zu setzen, sie mit Leben zu füllen und zu deuten. Zu einer kritischen Interpretation gehört auch eine Definition von „Unruhe“. Hier wird man feststellen, dass die inhaltliche Füllung des Begriffs einem Wandel unterlag, so dass sich die Resultate über einen Zeitraum von fast 125 Jahren kaum sinnvoll fortschreiben lassen. Mironov verliert hierüber kein Wort, ganz zu schweigen davon, dass sich die von ihm präsentierten Zahlen sogar widersprechen (T. 2, S. 580 bzw. 592).

Mironovs Darstellung atmet einen ungebrochenen Fortschrittsoptimismus, der die Schattenseiten der russländischen Moderne, die „Grenzen des Wachstums“, ihre „Kosten“ und negativen Konsequenzen für Teile der Bevölkerung weitgehend ignoriert. Angesichts der Neigung des Zarenreichs, nahezu jeden Bereich menschlichen Lebens durch Gesetze regeln zu wollen, verwundert es, dass das *Ancien Régime* im Bereich der Daseinsvorsorge anders als nahezu alle westlichen Staaten bis zum Februar 1917 kein allgemeines Lebensmittelgesetz erließ. Verbraucherschutz wurde klein geschrieben. Die Volksgesundheit hatte offensichtlich in Russland, obwohl hier früher als in Deutschland ein Gesundheitsministerium gegründet wurde, einen geringen Stellenwert. Aber warum? Mironov thematisiert dies alles nicht.

Es sind jedoch keineswegs allein Mironovs Interpretationen, die zu Irritationen Anlass geben. Im Kapitel über Staat und Staatlichkeit thematisiert er unter anderem das im August 1881 erlassene Ausnahmegesetz, dessen sich die Regierung „bei Bedarf“ bedienen konnte. Dabei verschweigt Mironov, in welchem Umfang und mit welchen Konsequenzen für die Untertanen der Ausnahmezustand mit seinen drei Graden Anwendung fand (T. 2, S. 408). In der Tat könnte der Ausnahmezustand als „grundlegende russische Konstitution“ bezeichnet werden: Ohne an formale Voraussetzungen gebunden zu sein, konnte die Regierung den Ausnahmezustand verhängen. Die Gouverneure waren befugt, nach ihrem Ermessen geltende (Bürger-)Rechte und Verwaltungspraktiken auszusetzen, Personen ohne Begründung für 14 Tage zu inhaftieren, das Erscheinen von Presseorganen zu untersagen, unliebsame Personen, die keine Straftaten begangen hatten, auf administrativem Wege bis zu fünf Jahre zu verbannen. Ein Gesetzesvorbehalt erlaubte es der Administration zudem, sobald sich nur ein einziges Gebiet des Zarenreiches im Ausnahmezustand befand, Verhaftungen ohne Haftbefehl, Haussuchungen und Konfiskationen sowie die Überstellung von Personen, die Zivilgerichten unterlagen, an Kriegsgerichte oder seit dem 19. August 1906 sogar an Feldgerichte vorzunehmen. Diese konnten in Eilverfahren selbst für minderschwere Delikte die Todesstrafe verhängen. Der Behördenwillkür waren Tür und Tor geöffnet. Nicht Rechtsgrundsätze, sondern die Utilitarität bestimmten das Verwaltungshandeln. Es existierte keine Appellationsmöglichkeit vor ordentlichen Gerichten gegen die administrativ erwirkten Strafen. Dies unterschied die Polizeibefugnisse des zarischen Staates von denen des Deutschen Reiches. Die liberale Tageszeitung *Russkija Vedomosti* bezichtigte das *Ancien Régime*, „eine Anarchie grenzenloser Herrschaft

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

zahlloser, unbegrenzter Polizeimachthaber“ geschaffen zu haben, gerade auch weil institutionelle Garantien gegen den Missbrauch fehlten. Über diese Schattenseiten staatlichen Handelns findet sich bei Mironov kein Wort.

Ein wesentlicher Befund Mironovs ist die zunehmende Urbanisierung des Zarenreichs. Dabei fällt auf, dass er begrifflich nicht zwischen Städtewachstum (*rost gorodskogo naselenija*) und Urbanisierung (*urbanizacija*) unterscheidet. Letztere verweist auf den kulturellen Wandel mit der Ausprägung eines modernen Lebensstils als Folge der Verstädterung. Als unvereinbar mit diesem Befund erweisen sich aber Mironovs Ausführungen, für die sich eine Vielzahl zeitgenössischer Belege anführen lassen, die einer Verbäuerlichung insbesondere der beiden Metropolen, aber auch anderer Großstädte im *Ancien Régime* das Wort redeten und damit die Formierung „bürgerlicher Vorstellungen“ bzw. „Weltbilder“ behinderten (T. 3, S. 413). Diesen Widerspruch aufzulösen, unterlässt der Autor, so dass zwei diametral entgegengesetzte Befunde stehen bleiben.

Manches ist ungenau. Ende August 1882 erließen die zarischen Behörden kein neues Zensurstattut (T. 2, S. 409), sondern ergänzten das 1865 erlassene durch sogenannte „temporäre Maßnahmen“. Anderes ist schlicht erratisch: In seinem insgesamt gelungenen Kapitel über Recht, Justizwesen, Kriminalität und Bestrafung führt Mironov aus, dass in den Jahren von 1861 bis 1900 verglichen mit den Jahren 1825 bis 1855 die Zahl der Verurteilungen um das 2,7fache gestiegen sei und fügt dann – gleichsam wie *deus ex machina* – hinzu, dass die Zahl der patentierten Erfindungen um das 13,2fache zugenommen habe (T. 3, S. 143). Eine Interpretation erfolgt nicht, so dass der Leser im Eindruck bestärkt wird, dass der Erfindungsreichtum Russlands irgendwo habe präsentiert werden müssen, sich aber im Text kein rechter Ort dafür finden ließ.

Die Verwestlichung des Zarenreichs nahm – so Mironov – in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihren Anfang und führte zur kulturellen Heterogenität und gesellschaftlichen Fragmentierung, weil die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen nicht mit gleicher Intensität in diesen Prozess involviert waren. Entscheidend für den innergesellschaftlichen Diffusionsprozess der Verwestlichung sei der Staat als treibende Kraft gewesen. Mironov argumentiert, dass die kulturelle Spaltung der Gesellschaft des Zarenreichs vor allem eine Folge der Schwäche des Staates, insbesondere seiner unzureichenden Präsenz auf dem Land gewesen sei. Aber zeichnet sich nicht gerade die Moderne durch die Überwindung der Eindeutigkeit, durch Ambivalenz und Vielfältigkeit aus? Im Übrigen ist (kulturelle) Vielfalt nicht ein Zeichen von Schwäche, sondern vielmehr Ausdruck von Formenreichtum und schöpferischer Kraft. Die Konsequenz eines paternalistischen Staates, der alles gleichsam dekretiert, kann nur eine schwache, nicht emanzipierte, gegängelte Gesellschaft sein, der es an Freiräumen zur Entfaltung gesellschaftlicher Eigeninitiative, öffentlicher Kontrolle und auch Kritik des Regierungshandeln mangelt. Mit anderen Worten: Die Schwäche der russischen Zivilgesellschaft war auch die Folge eines hypertrophen Staates. Eine von Mironov als idealtypisch angenommene synchrone Entwicklung von Eliten und der Masse der Bevölkerung in Stadt und Land dürfte schlicht der Realität entbehren, weil es immer Vorreiter und Nachzügler geben wird (vgl. T. 2, S. 571). Auch das beschleunigte Antragsverfahren für Assoziationen, Parteien und auch Gewerkschaften auf der Grundlage des Erlasses vom 4. März 1906 bot immer noch genügend Spielraum, die Herrschaft des Rechts zu umgehen, administrative Willkür walten zu lassen und somit genau Max Webers Verdikt des „Scheinkonstitutionalismus“ zu bestätigen. Mironov jedenfalls macht keine Anstalten zu erklären, warum die Konstitutionellen Demokraten vereinsrechtlich

niemals zugelassen wurden und sich folglich ausschließlich in einem Zustand der vom Staat „geduldeten“ Semilegalität politisch betätigen konnten (vgl. T. 2, S. 721).

Die Zivilgesellschaft steht und fällt mit Rechtsgleichheit und -sicherheit. Kann dem Gesetz keine Geltung verschafft werden, sind nicht nur die Bürgerrechte gefährdet, sondern auch die Existenz von Eigentum und Vertragssicherheit. Dieses Damoklesschwert schwebte über der Gesellschaft auch des späten Zarenreichs. Wenn Mironov von einem Dialog zwischen Staat und Öffentlichkeit (*obščestvennost'*) spricht (T. 2, S. 698), verschweigt er, dass es sich um ein asymmetrisches Verhältnis handelte. Städte und *zemstva* konnten selbst ihre lokalen Angelegenheiten nicht eigenverantwortlich gestalten. Sie konnten Gesuche stellen und waren auf das staatliche Plazet angewiesen. Munizipale Veränderungen fanden also nur in einem eng begrenztem Umfang nach lokalem Ermessen statt und konnten angesichts der nur langsam arbeitenden bürokratischen Mühlen erst nach Jahren mit einer Erfolgchance von weniger als 50 Prozent realisiert werden (T. 2, S. 715). Die Autokratie war offenbar bestrebt, den politischen Arkanbereich so umfangreich wie möglich zu belassen, gesellschaftliche Eigeninitiative auf ein geringes Maß zu beschränken und letztlich den eigenen Paternalismus aufrechtzuerhalten, der eine Dialogsituation auf Augenhöhe ausschloss. Warum sonst wurden so viele Anträge auf Gründungen von Zeitungen, Vereinen oder auch die gerade für den landwirtschaftlichen Sektor wichtigen Genossenschaften abgelehnt?

Mironov, der zur Schule der sogenannten Optimisten zu zählen ist, vertritt die Position, dass die „Befreiungsbewegung“ zwar die Entwicklung des Zarenreichs behindert habe. Unbestreitbar sei aber das Faktum, dass Zar Nikolaus II. und seine Regierung „große Erfolge“ (*bol'sie dostiženija*) dank beständiger Reformen im politischen, sozialen und wirtschaftlichen Bereich erzielt hätten (T. 2, S. 718f.). Mironov geht sogar noch einen Schritt weiter: Der letzte Zar sei kein Gegner des Parlamentarismus gewesen, sondern ein „konservativer Liberaler“, der lediglich die Ministerverantwortlichkeit gegenüber dem Parlament aus Furcht vor einem „konservativen Volksaufstand“ abgelehnt habe (T. 2, S. 719). Nikolaus' Rede vom 17. Januar 1895, mit der er Stellung zur Adresse des Gouvernements-*zemstvo* von Tver' bezog und jedweder Partizipation von *zemstvo*-Repräsentanten an der Innenpolitik des Reiches mit den Worten, dies seien „sinnlose Träume“, eine strikte Absage erteilte, deutet eher auf das Gegenteil hin. Dem wiederholt mit Blick auf die Kompetenzen der Staatsduma formulierten Verdikt des „Scheinkonstitutionalismus“ begegnet Mironov mit der Bemerkung, dass tatsächlich keine prinzipiellen Unterschiede zwischen den Parlamenten des Vereinigten Königreichs Frankreichs, des Russländischen und des Deutschen Reiches bestanden hätten. Eingedenk fehlender Ministerverantwortlichkeit oder des erheblich beschnittenen Budgetrechts der Staatsduma scheint dies eine recht forsche These zu sein (T. 1, S. 17). Mironov argumentiert, dass der Reformimpetus des Zaren nicht durch dessen konservative Ansichten, sondern durch die oppositionelle bzw. revolutionäre Bewegung behindert worden sei. Der tolerante Staat sei gezwungen gewesen, seine Aufmerksamkeit der Bekämpfung dieser Bewegung zuzuwenden. Seine Kräfte seien in einem Maße absorbiert worden, dass er seine Reformpläne nicht mehr implementieren konnte. Vor diesem Hintergrund fragt man sich, weshalb der Reichsrat den Gesetzesentwurf des Ministerpräsidenten Stolypin, der wohl keiner liberalen Gesinnung verdächtig war, zur Einführung der *volost'-zemstva* im Mai 1914 torpedierte (T. 2, S. 722 und 724)? Mironovs Ausführungen lassen den Zaren als Negation des mephistophelischen Prinzips erscheinen, nämlich als jene Kraft, die stets das Gute will und doch das Böse schafft.

Seine Darstellung der imperialen Geschichte neigt zur unkritischen Affirmation. Mit Blick auf die Zusammensetzung der Beamtenschaft kommt er zu dem Resultat, dass es keine Diskriminierung aufgrund ethnischer Zugehörigkeit gegeben habe (T. 1, S. 149), lediglich Juden mosaischen Glaubens wäre der Staatsdienst verschlossen geblieben. Die wachsende ethnische Heterogenität des Beamtenapparats deutet Mironov als ein „Wachstum der Toleranz“, ohne aber die Frage zu erörtern, weshalb muslimischen Tataren der Staatsdienst offen gestanden habe, Juden der Zutritt aber verwehrt blieb (T. 1, S. 152). Ethnisch-nationale Stereotypen, so Mironov, seien dem „einfachen Volk“ fremd geblieben (T. 1, S. 164), belegt dieses Pauschalurteil aber nicht. Dies überrascht angesichts tief wurzelnder russisch-polnischer Animositäten oder der sich beispielsweise auch im Wörterbuch von Dal' belegten Bezeichnung „prus[s]aki“ („Preußen“) für Küchenschaben und „židy“ für Juden. Im völligen Widerspruch dazu stehen zudem Mironovs Ausführungen im selben Kapitel über die zahlreichen Pogrome seit 1881, zeitgenössischen Repräsentationen von Juden als „parasitäre Ausbeuterklasse“ oder den insbesondere im Ersten Weltkrieg populären Feindbildern, die Juden als Wehrdienstverweigerer, Drückeberger, Deserteure, Verräter und Spione stigmatisierten und auf einen fruchtbaren Boden unter „ungebildeten und rückständigen Bauern“ gefallen seien (T. 1, S. 177 und 198). Eine „Judophobie“ sei allerdings „einigen Beamten“ eigen gewesen (T. 1, S. 284).

Mit dem Hinweis auf die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts entfaltete überaus große Entwicklungsdynamik des Zarenreichs ist Mironov bemüht, den Anhängern des Rückständigkeitsparadigmas die Stirn zu bieten (T. 3, S. 680). Mit zahlreichen Kriterien von der Sparquote über anthropometrische Daten des Körperwachstums und eine sinkende Suizidrate bis hin zu einer viel geringeren sozialen Ungleichheit als in den USA ist Mironov bestrebt, den Erfolg des Reformprogramms des *Ancien Régime* zu unterstreichen. Überraschenderweise präsentiert Mironov diese Erfolgsbilanz unter der Überschrift „Die russländische Revolution 1917 als ein Abfallprodukt einer erfolgreichen Modernisierung“ (T. 3, S. 676). Seit den „Großen Reformen“ der Jahre 1861 bis 1874 sei Russland keineswegs Gegenstand einer permanenten globalen Krise gewesen. Die Revolution sei 1917 über eine Gesellschaft hereingebrochen, die infolge innerer und äußerer höherer Gewalt den Übergangsprozess von der Tradition zur Moderne nicht gemeistert habe (T. 3, S. 691). Was nach Soll und Haben klingt, fällt realiter einseitig aus, weil sich Mironovs Bilanz über das Elend städtischer Hinterhöfe ebenso wie beispielsweise über die sanitären Defizite der zarischen Moderne oder den Umstand, dass weiten Teilen der Gesellschaft zumindest bis zum Oktobermanifest 1905 das Systemvertrauen fehlte, ausschweigt. Das *Ancien Régime* reagierte auf das nur beschränkte Einverständnis der Beherrschten mit Form und Inhalt des Herrschaftshandelns mit einer Militarisierung der inneren Sicherheit. Der Zarenstaat befand sich auf dem Weg in einen Präventionsstaat.

Mironov argumentiert wie ein konservativer *law and order*-Politiker. Freiheit des Individuums ist für ihn kein Wert an sich, kein erstrebenswertes Gut, wenn darunter die Sicherheit von Staat und Gesellschaft leiden. Mironov verweist in diesem Zusammenhang darauf, dass als Folge der „Großen Reformen“ die Kriminalität um das Fünffache zugenommen habe. Mehr noch: Diese Freiheiten seien die Basis für wachsenden Individualismus, Egozentrik und das Ausbreiten einer Massenkonsultkultur gewesen. Ihre negativen Auswüchse seien die Voraussetzungen für das Blutvergießen in Revolution und Bürgerkrieg gewesen. Seine Schilderung trägt weder einer Ambivalenz der Moderne noch den „multiple modernities“ Rechnung.

Mit seiner voluminösen Trilogie setzt Mironov Maßstäbe. Die Lese- und Syntheseleistung ist ebenso stupend wie die Belegstruktur, Material-, Illustrations- und Tabellendichte. Mironovs

This material is under copyright. Any use outside of the narrow boundaries of copyright law is illegal and may be prosecuted.

This applies in particular to copies, translations, microfilming as well as storage and processing in electronic systems.

© Franz Steiner Verlag, Stuttgart 2020

Kenntnisreichtum der internationalen wie der sowjetischen und russischen Forschung ist mit Ausnahme der Jahre von Krieg und Revolution profound. Die Lektüre des Werkes nimmt lange Zeit in Anspruch, ist aber zu keinem Zeitpunkt langweilig. Das umfangreiche Register und die überaus detaillierte, kleinschrittige Gliederung erlauben eine schnelle Orientierung. Die Materialaufbereitung und die Informationsfülle sind beeindruckend. Insofern wird diese Sozialgeschichte auf absehbare Zeit ein Referenzwerk bleiben. Als Fazit sei mit Blick auf das *Ancien Régime* und die Trilogie ein letztes Mal Goethes Mephisto bemüht: „Und das mit Recht; denn alles, was entsteht, ist wert, daß es zugrunde geht.“

LUTZ HÄFNER
Bielefeld

JGO 67, 2019/4, 635–637

Paul Robert Magocsi
**With Their Backs to the Mountains. A History of Carpathian Rus’
and Carpatho-Rusyns**

Budapest, New York: Central European University Press, 2015. XX, 511 S., 102 Abb.,
34 Ktn., 6 Tab. ISBN: 978-615-5053-39-9.

Das hier anzuzeigende Werk ist – auf einen groben Nenner gebracht – der Frage verpflichtet, ob und wie sich die „Karpato-Rus“ beziehungsweise die „Karpato-Rusinen“ in der Geschichte als „Idee“ realisiert haben, oder ob sie vielleicht nun erstmals seit 1989 in Gestalt einer „dritten nationalen Geburt“ Realität werden. Paul Robert Magocsi, der wissenschaftliche Verfechter der „karpato-rusinischen Idee“ in der englischsprachigen Welt, markiert hier selbst Distanz gegenüber dem konstruktivistischen Ansatz seiner Monographie – nicht ohne allerdings richtigerweise festzustellen, dass dies für alle Nationen und Nationalitäten gelte: Sie seien „das Resultat einer real gewordenen Idee“ (S. 408).

Die Monographie ist aus universitären Vorlesungen hervorgegangen und hat auch diesen Lehrbuch-Anspruch. Sie folgt einem klassischen chronologischen Aufbau und setzt nach einer Beschreibung des geographischen Raumes mit der Darstellung der vorgeschichtlichen Zeit und der ersten menschlichen Ansiedlungen in der Karpato-Rus’ ein. Indem dieser Aufbau an die klassische Geschichtsschreibung moderner Nationalstaaten erinnert, meldet er einen Anspruch an. Wie bei den Handbüchern von Magocsi üblich, wird der Text illustriert durch sorgfältig gestaltete, informative (und suggestive) Karten sowie Kästen, die Kontexte zur Geschichte der Karpato-Rus’ erörtern. Als einführende Gesamtdarstellung konzipiert, verzichtet die Monographie auf einen Anmerkungsapparat. Dafür umfasst sie über 40 Seiten eines chronologisch strukturierten, kommentierten bibliographischen Anhangs sowie ein gut verwendbares Register. Die Einbettung der karpato-rusinischen Geschichte in ihr europäisches Umfeld – offensichtlich adressiert an ein amerikanisches studentisches Publikum – scheint zuweilen etwas zu schulbuchmäßig geraten.